

# VON WELCHEM GOTT REDEN WIR DENN EIGENTLICH? VON EINEM GOTT ALS UND IN PERSON<sup>1</sup>

Prof. Dr. Cornelia Richter

Von welchem Gott reden wir denn eigentlich? Diese Frage auf 5 Seiten zu beantworten, ist absurd: Gott ist zu groß, zu vielfältig erfahrbar, als dass er auf einen einzigen Begriff oder in ein einziges Bild zu bringen wäre, weshalb die Antwort „von einem Gott als und in Person“ nur eine von vielen möglichen Antworten ist. Dennoch, mit irgendeiner Vorstellung müssen wir anfangen, denn, wie immer wir von Gott reden, wir reden von ihm in der Sprache unserer Tradition. Dabei können biblische Narrationen ebenso zu Wort kommen wie bekennnishaftete Texte, Gebete und unsere theologischen Begriffe. Ein Zentralbegriff der christlichen Tradition ist der Begriff der Person – und er ist zugleich einer der schwierigsten. Deshalb ist es gut, dass wir damit beginnen.

## 1. Von welchem Gott reden wir? Von einem, der uns zum Denken bringt.

Wenn wir von Gott als Person sprechen, dann sprechen wir mit und aus einer trinitarischen Suchbewegung, die sich von der Alten Kirche bis in die Moderne aufspannt. Denn die Frage: „Von welchem Gott reden wir eigentlich?“ ist drängend von den ersten Tagen des Christentums an, sodass der Weg zu einer heutigen Antwort weit ist: Die Gottesnähe, die Menschen in und mit der Person Jesu erfahren haben, rückt für die Nachgeborenen in die historische Distanz. Im Weitergeben und Lesen der biblischen Erzählungen steht uns Jesus als Person zwar plastisch vor Augen, aber unserem direkten Zugriff ist und bleibt er entzogen. Damals wie heute ist es daher nur konsequent, dass Menschen nachfragen, um besser zu verstehen, wie sich dieser konkrete, individuelle Mensch Jesus zu Gott verhält, dass er als Christus bekannt werden kann. Noch mehr: Dass er als der Christus eine solche Wirksamkeit entfalten konnte, dass Menschen bis heute durch ihn vom Geist Gottes berührt werden, sich berühren lassen und sich auf den Weg machen. Dieses Nachfragen, das aus dem Glauben erwächst, das ist der genuine Sinn von Dogmatik: Aus dem Leben heraus den Glauben verstehen wollen, zu jeder Zeit immer wieder neu, weil das Leben vor der Lehre kommt und das Verstehen vor dem System.

Von welchem Gott reden wir? Die Ökumenischen Konzilien der Alten Kirche haben sich dieser Frage mit Verve gewidmet und sie auf jene Formeln gebracht, die offen-

sichtlich bis heute die Menschen umtreiben. Das ist auch gut so, denn wir Christinnen und Christen müssen wissen, wer wir sind und woran wir glauben. Wir brauchen die theologische Bildung im Gepäck. Von welchem Gott reden wir? Von dem Gott, der Mensch geworden ist und der sich in Jesus Christus offenbart hat. Auf dem Konzil von Nizäa (325) hat man Vater und Sohn als wesensgleich verstanden, in Konstantinopel (381) hat man das auf die trinitarische Formel gebracht: Das eine „Wesen“ in drei „Hypostasen“ – so im Griechischen, die eine „Substanz“ in drei „Personen“ – so die lateinische Variante. Schon damals war klar: Diese Formeln sind hoch komplex und reichen trotzdem nicht aus, um dem theologischen Reichtum des Gottesgedankens gerecht zu werden.

Bereits in dieser frühen Fassung ist also die Rede von der Person zentral. Aber noch ist damit etwas ganz Formales und Funktionales gemeint. Im antiken Theater, in der Rhetorik und im Recht hat man als Person die Maske und d.h. die Rolle eines Schauspielers verstanden. Wer auch immer diese Rolle innehatte, musste also in einer ganz bestimmten Art und Weise sprechen, völlig unabhängig von seiner individuellen, leibseelischen Persönlichkeit. Übertragen auf die trinitarische Rede von Gott bedeutet das, dass Gott nicht an sich, sondern nur über seine Wirksamkeit für uns erkannt werden kann, also in der Funktion von Vater, Sohn oder Geist. Die Personalität Gottes selbst bleibt in kluger Vorsicht abstrakt.



Prof. Dr. Cornelia Richter ist Professorin für Systematische Theologie an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn, Co-Direktorin des Bonner Instituts für Hermeneutik und Geschäftsführende Direktorin des Kölner Instituts für Evangelische Theologie.

<sup>1</sup> Der Text enthält eine gekürzte und leicht überarbeitete Fassung des Vortrags „Welcher Gott? Das Personsein des dreieinigen Gottes“. Impulsvortrag auf der Landessynode der Evangelischen Kirche im Rheinland, 15. Januar 2015.

Dennoch ist das Problem der Christologie noch nicht gelöst. Nun werden jene Stimmen laut, die Jesus Christus als eine rein göttliche Person ansehen wollen, die keine menschliche Natur habe. 451 wird in Chalcedon daher die Zwei-Naturen-Lehre formuliert („Wahrer Mensch und wahrer Gott“). Doch auch das reicht nicht und ruft im späten 5./frühen 6. Jahrhundert den Theologen und Philosophen Boethius auf den Plan.<sup>2</sup> Eine Person, sagt Boethius, ist Natur bzw. Substanz, vernünftig (rational) und individuell – und das kann nur für Gott gelten, für die Engel und für den Menschen. Die rationale Natur zeigt sich in der Fähigkeit, sprachlich zu kommunizieren, willentlich Dinge planen zu können und darin Freiheit zu verwirklichen. Weil all diese Faktoren auf ganz unterschiedliche Weise ausgeübt werden können und zusammenspielen, deshalb ist eine Person zwangsläufig singulär und individuell. So verstanden trifft das ohne Zweifel auf den Menschen Jesus zu. Aber ist dieser zweite Begriff auch einleuchtend für die Rede von Gott als Person? Sie merken es – wir sind erst im 5. Jahrhundert angelangt und schon auf dem dicht umwucherten Weg der Dogmengeschichte, mit zwei ganz unterschiedlichen Begriffen der „Person“ im Gepäck: Der erste ist der abstrakte Personbegriff, der auf Gottes funktionales Wirken bezogen wird. Der zweite ist der konkrete Personbegriff, der sich auf eine individuelle, singuläre Person der Trinität bezieht. Beide Begriffe fallen in der Person Jesu Christi problemlos zusammen und bringen damit seine ganz besondere Persönlichkeit als Sohn Gottes perfekt auf den Begriff.

Doch was ist mit Gott selbst? Von Thomas von Aquin bis in die Religionsphilosophie des 18. Jahrhunderts hat man genauer nach den Konsequenzen von Boethius' Theologie gefragt: Kann es Sinn machen, Gott selbst als eine Person zu bezeichnen, wenn damit – wie Boethius meinte und wie es für Christus einzig richtig sei – ein rationales Individuum gemeint ist? Müsste es nicht umgekehrt sein? Ist Gott nicht das absolute Allgemeine, das alle Individualität überhaupt erst begründet?<sup>3</sup> Diese Debatte ist keine, die man als eine dem Christentum fremde Frage der antiken Philosophie abtun könnte. Im Gegenteil, sie ist für die Theologie von elementarer Bedeutung: Denn wenn wir in der christlichen Tradition von Gott reden, dann reden wir von einem Gott, der absoluter Grund allen Seins ist. Der vor aller Zeit war und ist von Ewigkeit zu Ewigkeit, der alles Sein durchdringt und es zugleich umfasst, der All-Eine, der Inbegriff aller Realität. Sie merken es, damit sind wir wieder am Anfang der tri-

nitarischen Überlegungen: Gott als das eine Wesen, die eine Substanz, die sich in die Welt verströmt und damit erst jede konkrete, individuelle, singuläre Geschöpflichkeit ermöglicht.

## 2. Von welchem Gott reden wir? Von dem Gott, von dem wir erzählen.

Das Denken hat uns auf die Spur gesetzt und uns auf Versatzstücke der Tradition schauen lassen. Man kann solche Versatzstücke im Notfall auch verscherbeln, aber das ist selten eine gute Lösung. Eher im Gegenteil – und das zeigt sich leider am Votum der Union Evangelischer Kirchen, das 2011 unter dem Titel „Mit Gott reden – von Gott reden. Das Personsein des dreieinigen Gottes“ veröffentlicht wurde. Die Studie ist insgesamt durchaus sympathisch, hilfreich und anregend. Denn die Frage nach der Personalität Gottes wird in einer zeitgeschichtlich reflektierten, modernen und materialreichen Bibelarbeit behandelt. Umso auffälliger ist, dass die im Material dargestellte Vielfalt der biblischen Rede von Gott im theologischen Urteil eigentümlich reduziert wird. Die Autoren und Autorinnen halten die personale Rede von Gott für unverzichtbar, weil „am Verständnis Gottes als Person die Identität des christlichen Glaubens hängt [...]“ (14). Im Gegenzug wehren sie sich vehement gegen eine zu abstrakte Rede von Gott, etwa in der Formel „ein höheres Wesen, das wir verehren“ (13) oder wenn Gottes Wirklichkeit als Schöpfer als unpersönliche göttliche Wirkkraft interpretiert (vgl. 14) wird.

Sie haben es inzwischen erraten: Das sehe ich etwas anders, weil diese Opposition von personaler Rede einerseits und unpersönlicher Wirkkraft andererseits der Komplexität der theologischen Frage nicht gerecht wird. Ganz anders als in der Antike verstehen wir heute unter einer Person nämlich drittens das, was wir seit der Neuzeit alle sind: Konkrete Individuen, sozial und rechtlich anerkannt als unverwechselbare leib-seelische und (mehr oder weniger) vernünftige Persönlichkeit. Eine unreflektierte Rede von der Personalität Gottes ist deshalb problematisch, weil sie dem Missverständnis Vorschub leistet, dass der uns heute besonders präzente Personbegriff auf die Personalität Gottes übertragen werden könnte. Das ist zwar in Ordnung für die Rede von Jesus Christus als einer trinitarischen Person, aber für Gott selbst suggeriert es zwangsläufig eine Anthropomorphisierung des Wesens, die zu Recht von vielen Menschen als einigermaßen absurd abgetan wird. Die Alte Kirche hat dieses Problem genau verstanden: Gott selbst lässt sich in keine enge Personalität zwingen, aber wir Menschen können von seiner Wirksamkeit erzählen. Und in diesem Punkt bin ich auch mit dem Votum der UEK wieder ganz einig.

Von welchem Gott reden wir? Von dem Gott, von dem wir erzählen. Die erkenntnistheoretische Vorsicht im Blick auf die Personalität Gottes bedeutet ja keineswegs, dass damit jede Rede von Gott abstrakt bleiben müsste oder unsinnig sei. Denn neben das begriffliche Verstehen tritt

<sup>2</sup> Vgl. die hervorragende Einführung von Notger Slenczka: *Einleitung*. In: Härle, W. und Preul, R. (Hg.): *Personalität Gottes*. MJTh XIX, Leipzig: EVA, 2007, S. 1-17. Slenczka zeichnet hier den Weg von Nizäa bis Fichte im Detail nach.

<sup>3</sup> Im Hintergrund steht ein Argument, das sich bereits bei Platon und anderen antiken Philosophen findet. Das Argument geht so: Denkt man das Verhältnis von Gott als Schöpfer zu seinen Geschöpfen nur als das des ersten rationalen Individuums zu allen weiteren rationalen Individuen, also uns Menschen, dann provoziert das zwangsläufig immer wieder die Frage, woher denn das erste rationale Individuum kommt. Eine Frage, die sich im Unendlichen verliert.

in der Geschichte immer auch und mit gutem Grund das Erzählen. Die Bibel ist voll mit solchen Erzählungen, die allesamt Zeugnis ablegen von Gottes vielfältigem Wirken. Es sind Momentaufnahmen und Miniaturen, die sich erst in der Zusammenschau der Erzählungen zu einer großen Geschichte verbinden. In den Erzählungen wird Gottes Absolutheit in die konkrete, endliche Welt geholt, in der sie sich deshalb nur bildhaft, metaphorisch, vorstellungshaft zum Ausdruck bringen lässt. Bildhaft, metaphorisch und vorstellungshaft heißt nicht, dass es um bloß Ausgedachtes ginge, um bloße Phantasie. Sondern darum, dass sich die Ewigkeit Gottes kategorial ändern muss, wenn sie in die Endlichkeit menschlicher Rede eintritt.

Von welchem Gott reden wir? Von dem Gott, der sich in Jesus Christus als Mensch gezeigt hat. Von dem wir im Christentum erzählen, weil Jesus selbst von ihm erzählt hat. Den er im Einklang mit den jüdischen Schriften als Vater angesprochen und durch seine Art der Zuwendung auf neue Weise nahe gebracht hat. Jesus stellt damit eine persönliche Beziehung zu Gott her, die sich nur in dieser kommunikativen Zuwendung zu Gott erschließt – für ihn selbst, noch mehr aber für uns Nachgeborene. Der Personalitätsbegriff wandelt sich damit viertens zu einem Relationsbegriff: Er zielt auf die Bedeutung von Gottes Selbsterschließung für uns, auf seine Geistesgegenwart bei und um uns und in diesem Sinne auf den „persönlichen Gott“.

Es ist kein Zufall, dass diese nochmals neue Dimension des Personbegriffs trinitätstheologisch an den Geist gebunden ist. Weil der Geist diejenige Selbsterschließung Gottes ist, die per definitionem eine unendliche Vielfalt in sich trägt. Für Jesus mag die Vateranrede zentral gewesen sein und es gibt gute Gründe, sie bis heute beizubehalten. Aber neben die Vorstellung von Gott als Vater dürfen die vielen anderen Vorstellungen treten, die sich in der Bibel finden lassen: Der Geist ist Naturphänomen, Fels wie Wüstenwind, Lebensodem, tröstend wie eine Mutter, charismatische Kraft bis hin zur universalen Ausrichtung aller auf das Heil hin. Am Wirken des göttlichen Geistes lässt sich die Komplexität des Personbegriffs daher par excellence verstehen: Es ist (1) Gottes allgemeine und alles bedingende Absolutheit, die wir (2) in der konkreten und singulären Person Jesu Christi für uns (3) Menschen als ebenso individuelle, leibseelische Persönlichkeiten wirksam wissen dürfen. In der (4) kommunikativen Hinwendung zu Gott erschließt er sich uns als persönlicher Gott.

### 3. Von welchem Gott reden wir?

#### Von einem, der sich vielfältig, variabel und auf das eigene Leben bezogen erfahren lässt.

Wie Gott sich erschließt, das ist durch die Zeiten hindurch offensichtlich unterschiedlich. Mindestens ändern sich die Wege, auf denen er gesucht wird, auch wenn manche Versatzstücke der Tradition gleich bleiben, zum Beispiel der Glaube an den in Jesus Christus sich offenbarenden Gott. Wenn Menschen sich heute zu Gott bekennen, dann tun sie das sehr viel entschiedener als früher.<sup>4</sup> Sie gehen selbstbewusst auf die Suche nach neuen Bildern und finden sie dort, wo sie ihrer Hoffnung auf göttliche Kraft am ehesten entsprechen. In der Theologie müssen wir diese Polyvalenz (also die gleichzeitige und für Menschen in gleicher Weise gültige Bedeutung höchst unterschiedlicher Gottesbilder) in ihrem existentiellen Bezug verstehen und mit orientierenden Sprachformen begleiten, denn vielfältige Varianz ist nicht gleichzusetzen mit Beliebigkeit. Entscheidend ist jeweils, was mit den Sprachbildern zum Ausdruck gebracht werden soll. Ist es die Sehnsucht nach Halt, nach Geborgenheit, die sich umso mehr am Sinnlichen festhalten muss, je weniger sie zuhanden ist? Oder ist es die Sehnsucht nach einer Person, die in das Leben tritt und es ganz neu sehen lässt? Unsere biblischen Geschichten wissen davon eine Menge zu erzählen, in unseren theologischen Denkwegen erkennen wir die heutigen Fragen wieder. Um die heutigen Suchbewegungen zu verstehen, braucht es deshalb eine theologische Bildung, die uns selbst verstehen lässt, woher die Zentralbegriffe unserer Tradition stammen, wie sie sich entwickelt haben und in welcher Weise, das ist der entscheidende Punkt, sie jeweils aus dem Leben ihrer eigenen Zeit erwachsen sind, denn: Das Leben kam schon immer vor der Lehre.

© Bild: Peter Kristen



„Aber der Herr ist mein Schutz.“ (Ps 94,22a)

<sup>4</sup> Vgl. die Ergebnisse der V. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung (KMU) der EKD. Zur kritischen Diskussion um die Studie vgl. Hermelink, Jan und Weyel, Birgit: Kirchenmitgliedschaft als soziale Praxis. Religions- und kirchentheoretische Akzente in der Konzeption der 5. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung. In: Kirchentheorie. Praktisch-theologische Perspektiven auf die Kirche, Leipzig: EVA, 2014, S. 115-131.